

Berliner Morgenpost vom 15. Juli 1998

Noch nicht angekommen

Immer auf der Suche nach ein bißchen Heimat: Heute erscheint Richard Wagners neuer Roman – Ein Gespräch mit dem Autor und eine Rezension

Von Hans-Georg Soldat

»Ich fühle habsburgisch...«

Es kann es einem für ein paar Sekunden die Sprache verschlagen, wenn man mit einem solchen Bekenntnis unvorbereitet konfrontiert wird. Dann sieht man den Schelm in den Augenwinkeln: »...denn immerhin wurde damals die Nationalhymne in sieben Sprachen gesungen, ist das etwa nichts!?!«

Honi soit qui mal y pense.

Man ist als Leser und Zuhörer gut beraten, bei Richard Wagner auf der Hut vor Hintersinnigkeiten, kleinen Bosheiten und steter Doppelbödigkeit zu sein. Seine Sanftheit täuscht. Die Schalkhaftigkeit hat einen ernsten Hintergrund. Mag sein, daß in seiner kleinen Skizze über den »Mann, der in seiner Jugend Tango tanzte« auch ein Stück Selbstporträt steckt – wie der Mann heitere Geschichten aus jener Zeit erzählt und die Zuhörer immer vergnügter werden, bis er »mit der gleichen Unbeschwertheit« den Satz sagt, der »der Schlußsatz war und die Gesichter erstarren ließ«. Man kann dies nachlesen in einem Band mit surreal angehauchten erzählerischen Kabinettstückchen, »Der Mann, der Erdrutsche sammelte« (1994).

48 Jahre alt wurde Richard Wagner im April dieses Jahres: geboren in Lowrin bei Temesvar, im deutschsprachigen Banat, Sohn einer Schneiderin und eines Müllers. Er wuchs vor allem bei seinen Großeltern in Perjamosch auf. Großvater war Wagner von Beruf, doch die Übereinstimmung mit dem Namen reiner Zufall. Wenn man dem leisen Bericht des Autors über seine Kindheit und Jugend nachsinnt, waren es

– neben der Zugehörigkeit zur deutschsprachigen Minderheit in Rumänien – vor allem zwei Erfahrungen, die ihn prägten: Die Landschaft des Banat, besonders der Fluß Marosch, und die alten Männer, die sich bei seinem Großvater trafen und über die Zeiten redeten. Über den Krieg, der bei ihnen der 1. Weltkrieg war, und die Gegenwart, damals die fünfziger Jahre. Sie vermittelten ihm die Grundlage seines Geschichtsbildes, und ein winziger Hauch Spott schwingt wieder in Richard Wagners Worten. Aber ohne jede Ironie berichtet er von der Erzählkunst dieser Leute, der er unverändert nachtrauert – eine untergegangene Kultur wie die des deutschsprachigen Banat überhaupt. Es kommt ein wenig plötzlich, wenn Richard Wagner einen Sprung in die unmittelbare Gegenwart macht und seine existenzielle Unruhe, seine Lust an Reisen – »in Städte, gerne in Städte: Wien, Budapest und Amsterdam, vor allem Amsterdam« – auch auf den Verlust der Heimat zurückführt. Es gibt sie nicht mehr. Doch die Wurzellosigkeit hat Grenzen. Seit einem guten Jahrzehnt, seit er nach langen Jahren des Wartens, der Schikanen, Berufsverbote und Verhaftungen 1987 nach Berlin kam, lebt Richard Wagner in derselben Wohnung direkt auf der Grenze von Wilmersdorf und Schöneberg. Ein Fixpunkt. Wie Berlin insgesamt, seine zweite Heimat, Amsterdam dann vielleicht die dritte; immer wieder taucht die Stadt in seinen Gedichten und Geschichten auf.

Aber ein Flaneur, wie man gelegentlich in den Klappentexten seiner Bücher liest, ist er nicht.

»Die geteilte Zeit der Stadt / geht zuende. / Du, der Flaneur / der vermauerten Boulevards, / hast immer noch zweierlei Wörter / im Sinn. / Schon kippen / die Gefühle / ins Vermischte zurück. / Was kommt zuerst. / Was kommt zuletzt. / Vorsichtig fügst du / deinen Kopf wieder / zusammen. / Du wirst ganz / wie die Stadt. / Du, der rasende Flaneur.«

So heißt es in Richard Wagners Gedichtband »Schwarze Kreide« von 1991. Das paßt schon eher: Rasender Flaneur – diese *Contradictio in adjecto* trifft die rastlose Existenz des Schriftstellers ziemlich genau. Der Genuß der Freiheit, von ihm intensiv gefühlt, weil er sie zu lange im Rumänien Ceauşescus entbehren mußte, hat auch Angst vor Bindungen zur Folge gehabt: privat abzulesen an der Trennung nach etwa

elf Jahren, 1990, von Herta Müller, der Schriftstellerkollegin aus dem Banat, mit der zusammen er hierherkam; literarisch durchaus auch an den Problemen, die seine Helden mit Frauen haben. »Früher, als das Nichts / noch Namen hatte / und ich einen Dialekt sprach. / Früher kannte ich noch die Angst / jemanden zu verlieren«, heißt es bitter und selbstironisch am Ende seines Gedichtes »Früher« aus dem Band »Heiße Maroni« (1993). Richard Wagner hält sehr viel von Selbsterkenntnis, doch nichts von einer Selbsttherapie mittels Literatur.

Etwa zwanzig Bücher hat der Autor bisher veröffentlicht. Gedichte vor allem zu Beginn seiner schriftstellerischen Arbeit, in den siebziger Jahren, Kinderbücher nur wenig später, dann Prosa und politische Essays seit den achtzigern – ohne jedoch die Lyrik ganz aufzugeben. In diesem Monat erscheint der Roman »Im Grunde sind wir alle Sieger«, der erneut das prekäre Verhältnis der Geschlechter thematisiert.

Es war ein weiter Weg von der Jugendlektüre bis hin zu den eigenen sensiblen Strophen und der surrealen, bizarren Prosa. Zu den Büchern der Jugend gehörte Karl May ebenso wie Sven Hedin und Gerstäcker, Jerry Cotton und diverse Jahrgänge des SPIEGEL. In vergessenen Bibliotheken fanden sich Bücher aus der Nazizeit. Irgendwo dazwischen Milovan Djilas und auf dem Lyzeum schließlich, durch die Vermittlung seiner Deutschlehrerin Dorothea Götz, die heute in Landshut lebt und der sich Richard Wagner immer noch verpflichtet fühlt, Ingeborg Bachmann, Paul Celan, Günter Eich, Herbert Marcuse und Panait Istrati, Koestler, Manes Sperber. Dazu noch westliche Rundfunksender, ihre Hörspiele, die Feature, die nicht nur Informationen übermittelten, sondern vor allem das Gefühl von »Welt«.

»Ich bin auf eine lange Reise gegangen. / Wörter, schwarze Maulbeeren, / veränderten mir das Gesicht«, heißt es in seinem Gedichtband »Kreide« von 1991. Es mag sein, daß seine Unrast auch aus dem Gefühl herrührt, immer noch nicht recht angekommen zu sein, irgendwo, bei irgendwem.

Berliner Morgenpost vom 15. Juli 1998

Sympathische Männerphantasien

**»Im Grunde sind wir alle Sieger« – Der neue Roman von
Richard Wagner**

Von Hans-Georg Soldat

André hat ein Problem. Eines? Ach, es sind viele Probleme – und alle weiblich: Antonia, Doris, Nora, Minna (aber die zählt nicht richtig, denn sie ist die Mutter von André), Ziska, Oksana, Greta. Antonia lebt in Paris und engagiert sich in Afrika. Doris ist eine Erinnerung und arbeitet nun in Köln. Nora wurde André von Minna vermittelt als wandelndes Euphorikum gegen die abgehauene Doris; was nur möglich war, weil Minna sehr erfolgreich als Puffmutter tätig ist und Nora noch neu im Gewerbe. Irgendwann stirbt Minna dann an Herzversagen. Ziska macht was Journalistisches in Wien, Oksana ist eine Kollegin von Nora, und Greta hauptberuflich die Schwester von Antonia, der sie erst den Mann ausgespannt hatte und als der reumütig zurückkehrt, den ehemaligen Lover in Berlin. Am Ende spielen Greta und André Domino.

»Es muß Nähe ohne Inbesitznahme geben. Muß es geben können.« Na, wehe, wenn nicht! Schon die 68er haben sich an dieser These abgearbeitet. Doch Richard Wagner findet für das Bemühen, die Eifersucht, die Sehnsucht, das Gefühl der Verlassenheit zu überspielen, wenigstens ein neues Bild: »Blieben sachlich wie Kästner.« Ob die ganze Sache dadurch ertragbarer wird, bleibt zu bezweifeln.

Natürlich ist der deutsch-rumänische Schriftsteller viel zu klug, um aus diesem Thema ohne Variationen eine bitterernste Studie zu machen – das kleine Büchlein ist großteils hinreißend geschrieben, mit leichter Hand, in jenem Ton der Lakonie, für den der Autor zu Recht berühmt ist. Glänzend ist seine Gabe, Menschen mit ganz wenigen Strichen zu skizzieren. Die Situationen enthalten stets einen Schuß Ironie, ihr Ernst lauert im Untergrund, wird nur in Halbsätzen, Andeutungen spürbar.

Etwa als André im Angesicht von Antonia aus Joseph Conrads berühmtesten Buch, seinem Afrika-Roman »Herz der Finsternis« zitiert – »Wenn die Wildnis eine Botschaft hat, dann diese: Tu, was du willst, es wird nicht von Bedeutung sein!« Der Geschichtspessimismus hat, wie immer bei Richard Wagner, wenn er denn mal durchbricht, fast existenzialistische Dimensionen.

Eben: All die anscheinend so erträgliche Leichtigkeit des Seins, eingefangen mit ein bißchen Übermut, viel burschikoser Melancholie über die Beschweris von Beziehungskisten und jenem Schuß von Frivolität, ohne die moderne Literatur undenkbar ist, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Leben bei Richard Wagner trist ist. Er konstatiert es mit einem Lächeln, kommentiert es nicht, sondern schildert es einfach. Und obwohl das ganze Buch im Grunde eine einzige Männerphantasie über die Verfügbarkeit von Frauen ist, wirkt es ungemein sympathisch.

Es ist eben immer etwas interessanter, politisch inkorrekt zu sein.

Richard Wagner: »Im Grunde sind wir alle Sieger«, Roman. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1998. 176 Seiten, 32 DM.